

MICHAELA HÖFELSAUER

# *Hühnerdreck*

LANDKRIMI



Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Schulter an Schulter, Herz an Herz.  
Für Gü, Annabella und Marlena

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotive: [iStockphoto.com/fotostok\\_pdv](https://www.istockphoto.com/fotostok_pdv),  
[fotolia.com/moleskostudio](https://www.fotolia.com/moleskostudio), [sxc.hu/Billy Alexander](https://www.sxc.hu/Billy_Alexander)

Klappeninnenseiten: [iStockphoto.com/Spiderplay](https://www.istockphoto.com/Spiderplay)

Umschlaggestaltung: Franziska Emons/Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Lisa Bitzer

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2014

ISBN 978-3-95451-269-0

Landkrimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Und hier finden Sie den Klingelton zum Landkrimi:



<http://www.emons-verlag.de/landkrimis>



*Kräht der Hahn hoch auf dem Mist,  
bleibt das Wetter, wie es ist.  
Kräht der Hahn hoch auf dem Huhn,  
hat das mit dem Wetter nichts zu tun.*

*Haben Sie schon einmal eine Leiche gesehen? Ich meine damit nicht einen lieben Verstorbenen, sondern jemanden, der nicht auf natürliche Weise ums Leben gekommen ist. Nein? Nun, ich auch nicht, obwohl ich persönlich bereits jemanden ermordet habe. Ja, Sie hören richtig: Ich habe einem Menschen das Leben genommen.*

*Wer mich kennt, würde das nicht glauben. Niemals. Auch Sie nicht, sollten wir uns im Laufe unserer schriftlichen Beziehung näher kennenlernen.*

*Wie oft erwischt man sich bei dem Gedanken: Dich könnte ich umbringen. Manchmal schnell und schmerzlos. Wie bei meiner Nachbarin, die mich endlos nervt. Sie werden sie übrigens auch noch kennen- und »lieben« lernen.*

*Und manchmal, da will man Schmerzen ohne Ende bereiten. Wie beim Autofahren, wenn man es besonders eilig hat und der Vordermann die Mindestgeschwindigkeit noch unterschreitet. Also, wie oft hat man in Gedanken schon jemandem die Gurgel umgedreht?*

*Doch wenn jetzt die Möglichkeit bestünde, die Tat in die Wirklichkeit umzusetzen, wen würde man dann auswählen? Wen kennen Sie, der es wert ist, dafür alle anerzogenen und gängigen Werte zu vergessen und zu missachten? Wen kennen Sie, der es wert ist, dafür vielleicht ins Gefängnis zu wandern?*

*Hassen Sie jemanden so sehr, dass Sie alles dafür aufs Spiel setzen würden? Das eigene mühsam erworbene Leben? Oh, ich kenne so einige, die es verdient hätten. Und doch ...*

*Gottes Wege sind unergründlich, heißt es. Wie wahr.*

*Denn dann ist es mir tatsächlich passiert. Tausendmal durchgespielt. Durchlebt. Den Wunsch, den Gedanken, die Wirklichkeit verboten. Und dann habe ich wirklich gemordet.*

*Weil der Zufall es so wollte.*

*Oder?*

Der alte Herr Lackner war verstorben.

Wobei die meisten Ortsansässigen das »Herr« vor dem Namen bewusst vergaßen. Der Lackner war einfach immer nur »der Lackner« gewesen. Erstens, weil jeder ihn immer schon so genannt hatte. Und zweitens, weil dieses Weglassen des »Herrn« signalisierte, dass sich der Lackner zu Lebzeiten keiner besonderen Beliebtheit in seinem Heimatort Lember erfreute hatte.

So ein richtiger griesgrämiger Alter, der auf dem Lacknerhof am Rande der Ortschaft sein Dasein fristete, das war er gewesen. Der Lackner eben. Schon in früheren Jahren war es seine liebste Beschäftigung gewesen, allen möglichen Leuten das Leben schwer zu machen. Seiner Frau. Den beiden Töchtern. Den Angestellten. Und als die endlich alle vertrieben waren: den Nachbarn. Waren diese dann allseits angezeigt und verklagt, kam ihm jeder recht, den er nur finden konnte. Gründe dafür (er-) fand der Alte genug. Auch der Gemeindevorstand, allen voran der Bürgermeister, stand ganz oben auf seiner Vernichtungsliste.

Obwohl er mittlerweile ein alter Mann war, vermied man es trotzdem besser, ihm in die Quere zu kommen. Zu Besuchen lud sein Hof auch nicht unbedingt ein, der in seiner Verwahrlosung die geistige Verkümmern des Besitzers angenommen hatte. Früher ein gepflegtes Vorzeigeanwesen, mit üppigen Feldern, dem Stall voller Vieh und sogar Fremdenzimmern, war nun alles heruntergekommen. Überall standen und lagen alte, verrostete Maschinen und Gebrauchsmaterialien herum, von Autos bis hin zu einfachen Holzrechen. Dazwischen wucherte das Unkraut und würde bald so manches Überbleibsel eines früheren Lebens verschlungen haben. Die Farbe des Hauses war schwer zu benennen und von Wind und Wetter zu einem undefinierbaren Farbton vermischt worden. Die Fensterscheiben glichen glanzlosen Augen – schon lange blind durch Staub und Schmutz.

Im Führerhaus des ausrangierten Traktors brachten die Kat-

zen ihren Nachwuchs auf die Welt. Und das in einem Tempo, dass der alte Lackner mit dem Ertränken der jungen Viecher kaum mehr hinterherkam. Was ihn nicht zu stören schien, denn dieser Zeitvertreib machte ihm offensichtlich großen Spaß.

Deshalb war aber der Tritt in Katzen- und (man hinterfragte besser nicht wessen) andere Scheiße bei jedem zweiten Schritt unvermeidlich, wagte man sich auch nur in die Nähe des Lacknerhofs. Überall nisteten die Hühner und stolzierten frei herum, als seien sie die wahren Herren des Anwesens.

Wer es wagte, das Haus zu betreten, dem bot sich ein erbärmlicher Anblick. Schachteln, Zeitungen, vollgestopfte Müllsäcke, gebrauchtes und schimmeliges Geschirr, wohin man auch blickte. Darüber und dazwischen tummelten sich Spinnweben, Staub, Schmutz und Krabbelgetier in jeder Form. Feine Nasen würden alte Essensreste, Schimmel, abgestandene Milch, Schnaps, Urin und viel mehr Unaussprechliches unterscheiden können, weniger zart Besaitete würden das Ganze schlichtweg als Gestank bezeichnen.

Und mittendrin der Alte, Herr über Chaos, Verwüstung und Verwesung. Sein Charakter in der trostlosen Umgebung widergespiegelt. Mit Gott und der ganzen Welt auf Kriegsfuß, lag er wie eine Spinne auf der Lauer und wartete auf ein Opfer, das ihm ins Netz ging.

Obwohl es alle, außer einige Kinder bei der beliebtesten Mutprobe im Ort, tunlichst vermieden, ihm zu begegnen und den Weg am Lacknerhof vorbei zu wählen, war es doch ab und zu nicht anders möglich. Denn es war eine ideale Abkürzung, um zu den besten Schwammerlplätzen in der ganzen Umgebung zu gelangen.

War es das Risiko wert? Wohl keinem, der noch nie eines der wunderbarsten und beliebtesten Gerichte der Region genossen hatte: ein dampfendes Schwammerlgulasch. Sonnengelbe, nach Wald duftende Eierschwammerl, zart geröstet in üppiger, langsam zerlassener Butter, riefen jeden Sommer bittend um Verzehr. Mit Schlagobers abgeschmeckt und saftiger grüner Petersilie verfeinert, stellte dieses Gericht für jeden Schwammerlliebhaber eine

Köstlichkeit dar, die einem das Wasser im Mund zusammenlaufen ließ. Dazu ein großer runder, flaumiger Semmelknödel, und so mancher ahnte sich im Schwammerlfeinschmeckerparadies.

Wer nun also Schwammerl in irgendeiner Form liebte, der würde schon so manches Risiko dafür eingehen. Und sei es nur, um die Pilze an einen Wirt oder nichts ahnenden Touristen für einen horrenden Preis zu verkaufen. Wer die Abkürzung am Lacknerhof vorbei wählte, dem musste aber klar sein, dass ihm der alte Bauer früher oder später den Weg versperren würde. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, hinter dem Gebüsch zu lauern und hervorzuschlurfen, wenn er jemanden vorbeiwandern sah. Jeder konnte schneller laufen als der schon etwas in die Jahre gekommene Lacknerbauer, aber da man seine Heimtücke fürchtete, schien es besser, sich der Situation gleich zu stellen. Hatte der Leichtsinnige zu viele der wunderbar riechenden Pilze dabei (gesetzlich waren pro Pflückdurchgang nur zwei Kilo für den Eigengebrauch erlaubt), drohte der Alte sofort mit der Alarmierung der Polizei und noch viel Schlimmerem.

Manchem eifrigen Finder war deswegen nichts anderes übrig geblieben, als dem alten Griesgram die köstliche Beute auszuhandigen, um seine Ruhe zu haben. Ausgerechnet dem Lackner, der die Schwammerl mit absoluter Sicherheit nicht an die Behörden übergab, sondern höchstpersönlich für die Vernichtung sorgte. Selbst wenn es ihm in seiner körperlichen Verfassung nicht mehr möglich war, ein anständiges Schwammerlgulasch zu fabrizieren, konnte doch getrost bestätigt werden, dass auch ein einfaches Gericht wie Schwammerl mit Fleischkrapfen einen nicht zu verachtenden Leckerbissen darstellte und der alte Waldschrat durchaus in der Lage war, dieses noch selbst zuzubereiten. Auf Kosten des fleißigen Sammlers, versteht sich.

Und nun war der Alte tot.

Das »endlich« sprach man im Ort nicht laut aus, es wurde aber definitiv des Öfteren gedacht. Hätte nicht der örtliche Briefträger in Amt und Würden – nämlich Erich Plottino – allen Mut zusammengenommen und sich nach einem Mutschnaps

beim Martinswirten aufgemacht, um einen eingeschriebenen Brief der Behörde beim Lacknerbauern abzuliefern, würde selbiger noch bis in alle Ewigkeit vor sich hin rotten. Der Tote wäre wahrscheinlich bis heute unentdeckt geblieben. Wem sollte er auch fehlen?

Der Briefträger wurde auf dem verwahrlosten Hof normalerweise nicht besser empfangen als all die anderen »Nichtsnutze«. Früher, als der Bauer noch einen Hund sein Eigen genannt hatte, war es noch schlimmer gewesen. Der große, ewig hungrige Schäferhund war schon aus Prinzip auf alles gehetzt worden, was eine Uniform trug. Später war dazu nicht einmal mehr eine Uniform nötig gewesen. Doch über Nacht war der Hund auf bisher ungeklärte Weise vom Hof verschwunden, und keiner hatte ihm nachgetrauert.

Jedenfalls bis zu dem Zeitpunkt, als der Alte mit einem Gewehr aufgetaucht war und den armen gutmütigen Postboten Erich nach allen Regeln der Kunst bedroht und beschimpft hatte.

Weil er sich noch gut an die letzte Begegnung mit dem Lackner erinnern konnte, war der Briefträger vor dem bevorstehenden schweren Gang zum Lacknerhof beim Martinswirt eingekehrt und hatte sich mit einem Schnaps Mut gemacht. Für ihn eine Medizin für jede Lebenslage, genau wie die kleinen weißen Pillen, diese Klobulli oder wie auch immer die heißen mochten, die seine Frau tonnenweise einwarf. Vor der Postzustellung beim Lackner wählte Erich immer einen scharfen Obstler, und nun stand er also vor der offenen Tür des langsam in sich zusammenfallenden Anwesens. Vorsichtig linste er in den schmutzigen Vorraum und studierte übermäßig lange das vergilbte handgeschriebene Schild »Bitte Schuhe abputzen«, und als nach einiger Zeit immer noch nichts vom Alten zu sehen war, wagte er es, das Haus zu betreten. Er begann schon zu hoffen, der Lackner wäre ausgeflogen, also öffnete Erich so leise wie möglich die Tür zur Wohnküche, um einzutreten und hastig seine Pflicht zu erledigen. Vielleicht hatte es Gabriel, der Schutzpatron der Postboten, ja an diesem Tag gut mit ihm gemeint?

Dann aber musste er erkennen: Der Mutschnaps beim Wirt war schon nicht verkehrt gewesen. In einer seltsamen Verrenkung, mit angezogenen, verwinkelten Gliedern und weit aufgerissenen Augen, lag da neben dem Küchentisch in all dem Müll und Unrat der Herr des Hauses. Blau im Gesicht. Aufgedunsen, mit fleckigen braunen Lippen. Auf dem Tisch eine halb gegessene Mahlzeit, die ihrem Schöpfer in Sachen Verwesung in nichts nachstand.

In absolutem Schockzustand verzichtete der Postbote auf eine eventuell angebrachte Mund-zu-Mund-Beatmung und flüchtete – heftig nach Luft schnappend – und knapp vor dem Erbrechen nach draußen. Er raste zurück zum Gasthaus. Ein sofort folgender Schockschnaps war nötig, dann erst konnte die Dienststelle in Fishing informiert werden. In Lember selbst gab es ja keine Gendarmerie mehr. Durch Sparmaßnahmen der Politik mussten die Herren von der Polizei nun aus dem fünf Kilometer entfernten Nachbarort anreisen.

In der örtlichen Kommandozentrale stand sofort fest: Hier war jemand so zu Ende gekommen, wie er es sich verdient hatte.

Mit der »Kommandozentrale« waren natürlich nicht das benachbarte Polizeirevier oder das stattliche Gemeindeamt gemeint. Der Name »Oberste Kommandozentrale für Informationsaustausch, Gerüchteumschlagplatz erster Klasse und Befehlsannahmestelle für meinungsbildende Maßnahmen im Ort« war einer besonderen Institution verliehen worden, dem einzigen Geschäft im Ort, dem Kaufhaus Brant. Mitten in Lember, gleich neben der Kirche und dem Gemeindeamt gelegen, wartete der winzige Lebensmittelladen Tag für Tag auf Kunden. Schon seit fünfzig Jahren unverändert, glich er den berühmten Tante-Emma-Läden, wie man sie aus dem Fernsehen kannte, bis aufs letzte Staubkorn. Von außen erweckte er durchaus den Eindruck der Kategorie »gepflegt«. Dies war Bürgermeister Brecht zu verdanken, der auf einen neuen Anstrich und einige kleinere Schönheitsreparaturen an der Vorderseite des Hauses bestanden hatte.

»Es steht wohl außer Zweifel, dass in einem aufstrebenden Tourismusort die Fassade eines Gebäudes mitten im Dorf nicht auf Verwahrlosung schließen lassen darf!«, hatte er bei einer Ortsverschönerungssitzung gedonnert. Wobei es keiner gewagt hätte, das reichlich übertriebene »aufstrebender Tourismusort« zu relativieren. Nun erfreute sich aber so ziemlich jeder in Lember an den hübschen gepflegten Fassaden rund um den Ortsplatz, eben auch der des nun hellgrünen »Lebensmittelhandels Brant«.

Grün steht ja bekanntlich für Hoffnung, und so hofften die Lemberer auch auf eine örtlich finanzierte Renovierung im Laden selbst. Denn im Gegensatz zum äußeren Schein wollte das Innere gar nicht den Eindruck von »neu und gepflegt« vermitteln. Dunkel, eng, vollgestopft mit unübersichtlichem Angebotsdurcheinander an Gebrauchsutensilien und schon ziemlich verstaubt, luden die Räumlichkeiten nicht unbedingt zum Einkaufserlebnis schlechthin ein. Für den Ort aber war der Laden lebenswichtig. Hier konnte man alles finden. Von den verrücktesten Biersorten über Küchengeräte bis zu Nähfaden und der passenden Nähmaschine gleich dazu. Brauchte man Blumen, konnte man auch den Dünger, die Erde und die Gießkanne bei Brants kaufen. Stand ein Gulasch auf dem Speiseplan, warteten neben den Lebensmitteln schon Druckkochtopf und Pfanne sowie ein Kochbuch aus Großmutterns Zeiten auf einen Abnehmer. Wenngleich alle diese Dinge schon einige Jährchen auf dem Buckel hatten. Auch so manches Lebensmittel ...

Was es neben all den lebensnotwendigen Sachen außerdem massenhaft gab, das waren Informationen. Ratsch und Tratsch gingen hier im Gegensatz zu den restlichen Waren immer frisch über die Ladentheke. So hatte auch die Meldung eines besonderen Todesfalls schnell ihren Weg hierher gefunden. Vom Martinswirt, wo der entsetzte Postbeamte immer noch unerschöpftlich seine Geschichte erzählte, waren es nur ein paar Meter bis zum Kaufhaus Brant. Die Kellnerin des Gasthofs musste plötzlich dringend noch einige Einkäufe besorgen und erzählte die Ge-



schichte vom Lackner und seinem Tode eiligst und atemlos im »Lebensmittelhandel Brant«. Wo sie selbstverständlich die volle Aufmerksamkeit der Anwesenden ob dieser Neuigkeit genoss – ein kurzer Augenblick vergänglichen Ruhms.

Im Laden saß Martha Brant, die alleinstehende Chefin höchstpersönlich, an der alten Ladenkasse. Wie immer ganz in Schwarz gekleidet. Weil es schlank machte, wie sie nicht aufhörte zu betonen. Weil es am ehesten an eine Vogelspinne erinnerte, wie alle anderen vermuteten.

Genau wie es ihr leicht verstaubtes Geschäft schon ahnen ließ, hielt sie halsstarrig an alten Traditionen fest, und so kannte man die große hagere, bleiche Frau mit dem schütterten grauen Haarknoten nicht anders als mit übertriebener Freundlichkeit um die Kunden bemüht, während sie gleichzeitig mit eiserner Hand ihre eineinhalb Angestellten herumscheuchte.

Während Martha Brant nun an diesem Tage die Preise der gekauften Waren in die Kasse tippte, erzählte sie ihren Kundinnen die Geschichte des Briefträgers und des Lacknerbauern, als hätte sie alles selbst erlebt. Die anwesenden Damen hingen wie gewohnt an den dünnen Lippen und waren derartig dankbar für all die wunderbaren Informationen, dass einige zu ihrem Nachteil eingetippte Preise der gekauften Lebensmittel die Sache schon wert machten. Für Informationen jeder Art musste man nun mal bezahlen.

Bei Frau Brant erfuhr man auch, dass neben der örtlichen Polizei und dem Leichenbestatter ein wichtiger Herr aus der Stadt – sicherlich mindestens ein Oberkriminalkommissar – gekommen war, um sich den »Tatort« anzusehen.

»Anscheinend hortete der Alte ein Vermögen unter der Matratze, und ein gieriger Verwandter hat ihn umgebracht«, wusste eine der Damen, nämlich die resolute und besonders nach Anerkennung geifernde, beinahe schon schmerzhaft neugierige Karin Prall, fast atemlos zu erzählen.

»Nein, nein, ich habe gehört, er wollte einen Landstreicher vertreiben, und der ist in der Nacht wiedergekommen und hat ihn erledigt. Durchs Fenster ist der Strolch eingestiegen und

dann: *chrrrrt*«, erzählte eine andere, während sie sich mit dem ausgestreckten Zeigefinger quer über die Kehle fuhr.

Ein erschrockener Aufschrei der Umstehenden, die sich alle gleichzeitig an den Hals fassten, als wären sie die nächsten Opfer.

»Oh mein Gott, in diesen Zeiten ist man nicht einmal mehr in seinem eigenen Bett sicher. Wo soll das noch hinführen?«, hauchte Elvira Zeiler, die sich gerade ebenfalls im Kaufhaus Brant befand. Mit hochgezogenen Augenbrauen nahmen die Umstehenden diesen Kommentar zur Kenntnis, da gerade Elvira Zeiler ihre Zeit gerne und vorwiegend im Bett (und das selten alleine) verbrachte.

So war die Zeit bis zum Bekanntwerden der genauen Todesursache eine unruhige im Ort. Jedermann stellte die wildesten Spekulationen auf. Immer neue Details wurden aufgedeckt. Viele davon waren nicht einmal der Polizei bekannt, weil eben nicht wahr. Ein Hin und Her und Auf und Ab an neuen Informationen ließ den Ort in Wellen erschauern.

Und noch während die unglaublichsten Überlegungen durch das kleine Lember rumorten, war nach den polizeilichen Untersuchungen rasch klar geworden: Der Lackner würde aufgrund einer banalen Pilzvergiftung ab jetzt die Toten und nicht mehr die Lebenden plagen.

Das war inakzeptabel langweilig.

\*\*\*

So viele Menschen hätte sich der alte Griesgram sicher nicht bei seinem Begräbnis vorgestellt. Mehr oder weniger das ganze Dorf war auf den Beinen. Erstens konnte er ja nun nicht mehr mit dem Gewehr auf sie schießen. Zweitens ging man hier auf dem Land meistens sowieso zu jedem Begräbnis. Und drittens: Jeder kannte doch aus dem Fernsehen all die verdeckten Ermittlungen der Polizei, speziell rund um die Leichenfeier. Oder hatte von geheimen Verschwörungen, von Verfolgungsjagden auf dem Friedhof und vielem mehr gehört. Da galt es selbstverständlich nichts zu versäumen. Zwar stand die Todesursache schon fest,

aber durch die weitergeratschten Gerüchte waren die Menschen noch derartig aufgepeitscht, dass es sie nicht zu Hause hielt. Man konnte ja nicht wissen, was da noch passieren mochte – außerdem wollte man nichts versäumen. Und es hieß ja immer, dass der Mörder zum Ort des Geschehens zurückkehrte, um sich an seiner Tat zu ergötzen.

Dass trotz wildester Spekulationen und so einigem Getuschel während der doch eher kurzen Grabrede des Geistlichen nichts von den vermuteten Verfolgungsjagden und Ähnlichem eintraf, war am Ende des Tages nicht wichtig. Der wohlige Schauer des Grauens, der so manchem über Rücken, Nacken, Arme und Schlimmeres lief (allein bei der Vorstellung eines tatsächlichen Verbrechens in Lember) reichte vollkommen aus.

»Ja, ja. Gottes gerechte Strafe! Der Lackner wurde zu seinem eigenen Henker. Jedem erfährt das Schicksal, das er verdient«, fasste es Martha Brant tags drauf in einer für sie ungewohnten Knappheit zusammen und erntete dafür billiges Kopfnicken und tiefe zustimmende Seufzer der umstehenden Damen.

\*\*\*

Die Gemeinde Lember glich vielen ähnlichen Orten der alpinen Bergwelt: mittelgroß, mittelschön, Mittelmaß. Wobei in diesen Landen die Latte für Mittelmäßigkeit schon sehr hoch gelegt war. Wenn man gesegnet ist mit üppig wuchernden Wäldern, saftigen Wiesen, sprudelnden Quellen und Wasserfällen, gewaltigen blauweißen Bergmassiven, stolzen Menschen und Tieren, idyllischen Dörfern und Städten sowie kaum alles zerstörenden Naturkatastrophen wie dieser wunderbare Flecken Erde, kommt der Begriff »Mittelmaß« den meisten anderen geradezu blasphemisch vor.

Für die Bewohner Lembers selbst stand die Einmaligkeit ihrer Wohngemeinde selbstverständlich außer Zweifel. Aber vielen Fremdenverkehrsgästen aus grauen Städten oder trostlosen Industriegebieten kam es dem Paradies schon sehr nahe, in das sie ihr Leben nur zu gerne verlegt hätten. Gab es hier doch von

allem etwas: pralle Natur in 3D für die Touristen, die sich hierher verirrt, einige Betriebe für diejenigen, die im Ort Arbeit finden wollten, zwei Gasthäuser, ein Geschäft, eine Fleischhauerei, eine Volksschule, eine Hauptschule, ein Fluss und noch so manches mehr. Im Zentrum dominierten das imposante grüne und einem Schloss nicht unähnliche Gemeindeamt sowie die in jedem Ort alles überragende Kirche mit dem obligatorischen Turm. Im Tal gelegen, rahmten grüne Wiesen Lember ein, die Bauern bis auf das letzte Hälmchen zum Broterwerb nutzten. Das satte frische Grün des Grases ging schließlich über in das dunkle kältere der Wälder, die sich bis zur Baumgrenze zogen, um erst Halt vor den majestätischen Gipfeln der umliegenden Berge zu machen. Wie Rübezahl und seine Freunde wachten hier der Hochkönig, der Luxkogel, das Rauchkögerl, der Bernkogel, der Klingspitz und der Anthaupten Rücken an Rücken über allem. Gewaltige Riesen, in der Zeit erstarrt und von den Menschen vor Ort mit Achtung und Stolz betrachtet. An klaren Tagen waren das Weiß der Bergrücken, das Blitzblau des Himmels und das saftige Grün der Felder so atemberaubend, dass manchmal sogar die Einheimischen, für die ihre Umgebung meist ziemlich selbstverständlich war, nicht umhin konnten, als sich daran zu erfreuen.

Neben dem Fremdenverkehr war die Haupteinkunftsquelle des Ortes und der näheren Umgebung die Arbeit in der Papierfabrik, die sich gleich nach Lember in Richtung zum Nachbarort Fising befand. Im Ort selbst reihten sich die gepflegten Wohnhäuser wie Farbtupfer auf einem Blatt Papier um den eigentlichen Ortskern mit dem kleinen Dorfplatz inklusive Brunnen, dem Kaufhaus Brant und bereits genannten Gemeindeamt und Kirche. Dazwischen blühten Blumen in allen Farben und Formen, wohl geordnet und brav in ihren Beeten.

Keiner hier konnte verstehen, warum so mancher Bewohner der umliegenden Ortschaften verächtlich die Nase rümpfte, wenn der Name Lember fiel. Dies war wahrscheinlich der großen Brücke, einer Schnellstraße, die über den Ort gebaut worden war, zuzuschreiben. Diese mochte einigen »Nicht-Lemberern«





offensichtlich wie ein Schandfleck in der sonst so idyllischen Landschaft vorkommen. Die Leute im Ort hingegen waren an diesen Anblick gewöhnt. Außerdem weigerten sie sich aufs Vehementeste, von Auswärtigen kritisiert zu werden.

Überhaupt war man hier eine verschworene Gemeinschaft. Jeder kannte jeden, und der Ort stellte eine große Familie dar, in der es stets etwas zu erleben und zu diskutieren gab. War man auch nicht immer mit jeder Entscheidung der einzelnen Familienmitglieder einverstanden, hielten doch alle zusammen, wenn es darauf ankam. So viel man auch klatschte und tratschte, stritt und diskutierte – wollten sich Fremde einmischen, zogen die Bewohner sofort eine unsichtbare Mauer gegen vermeintliche Feinde hoch.

So lebte man ganz gut. Jeder wusste alles über seine Mitmenschen, oder doch das meiste. Wagte es auch manchmal Langeweile aufzukeimen, dann verdrängte man sie ganz einfach durch den einen oder anderen kleinen oder größeren Skandal. Gab es keinen, erfand man einen. Und da nicht wenige Einwohner ihr Glück aus dem Tratsch über das Unglück anderer zogen, gab es immer etwas zu besprechen. Solche Ortsgemeinden besaßen die Eigenschaft, den Einzelnen zu lieben und aufzufangen, um ihn, wenn nötig, im nächsten Moment mit der gleichen Inbrunst wieder fallen zu lassen.

Aber davon später mehr.

*Auch ich bin einer der Bewohner von Lember und Umgebung, die, angezogen von einem Todesfall, Neuigkeiten erfahren wollen.*

*Bei Brants wird schon wild diskutiert, spekuliert und gestikuliert. Frau Brant hat gehört, dass die Ermittlungen fortschreiten. Was auch immer das heißen mag, es wird mit hochgezogenen Augenbrauen und entsetztem Kopfschütteln quittiert.*

*Ich beteilige mich lebhaft an der Unterhaltung und weiß doch eines mit absoluter Sicherheit besser als die anderen: Ich bin es, der den Lackner auf dem Gewissen hat.*

*Zuerst hat mich die Nachricht von seinem Tod nicht weiter erschüttert – ganz im Gegenteil. Gestorben sind schon viele in Lember. Und er hatte es verdient. Da ich nicht nur einen verbalen Zusammenstoß mit dem alten Miesepeter hatte, sondern ihm auch eine Anzeige wegen tätlichen Angriffs verdanke, empfand ich, ehrlich gesagt, zuerst ein Gefühl der Genugtuung. Wie wahrscheinlich die anderen fünfzig Lemberer auch, die ebenfalls von ihm angezeigt und teilweise sogar vor Gericht gezerrt worden waren. Und zwar genau wie bei mir ohne Grund oder, im besten Fall, wegen eines unwichtigen und von ihm vom Zaun gebrochenen Streits.*

*Ich für meinen Teil wollte nur einige kleine Kätzchen vor dem sicheren Tod retten, als er mich in seinem Stall erwischte. Katzen und überhaupt Tiere mag ich nicht besonders, aber diese Qual hat niemand verdient. Die Polizei wollte oder konnte ohne handfeste Beweise aber nichts unternehmen. Daher bin ich auf dem Hof marschiert, um die Sache zu verhindern oder wenigstens Beweise zu sammeln.*

*Natürlich entdeckte mich der Alte. Wir haben uns angeschrien. Letztendlich wurde er mich nur gewaltsam los. Beziehungsweise: Ich bin freiwillig gegangen, denn mit einer Mistgabel wollte auch ich mich nicht anlegen. Das war eine böse Sache. Darum und wegen vieler anderer Gemeinheiten, die er mir seit meiner Jugend angetan hat, tut es mir nicht leid um ihn.*

*Ja, gut, dann können Sie auch den Rest meiner armseligen Kindheit erfahren. Immerhin sind wir ja fast so etwas wie Verbündete, nicht wahr?*

*Meine Eltern besaßen kaum Geld, und sowohl mein Vater als auch meine Mutter halfen auf dem Hof des Alten. Für einen Hungerlohn mussten sie beim Lackner schuften, und wenn sie am Abend nicht fertig wurden oder es nicht so machten, wie die Herrschaften es wünschten, gab es gar nichts.*

*Wie ist so etwas möglich, in Zeiten wie diesen? Die Frage ist berechtigt, lieber Leser. Aber meine Eltern landeten nach einer finanziellen Krise beim Lackner. Freundlich und selbstlos aufgenommen – so dachten wir voller Dank und Freude. Endlich ein Ende der Pechsträhne. Dabei hatte sie ohne unser Wissen erst angefangen. Zuerst mussten meine Eltern arbeiten, um sich die miese und zugige Unterkunft und das schlechte Essen zu verdienen. Als es meinem Vater reichte und er sich etwas anderes suchen wollte, versprach der Bauer treuherzig, dem Vater nach seinem Tod den Hof und alles Dazugehörige zu überschreiben.*

*Zehn Jahre lang ließ er uns in diesem Glauben, bis er meinem Vater hämisch mitteilte, es wäre nun ein entfernter Verwandter aufgetaucht, der ihm den Hof abkaufen würde. Dies hat meinen Vater zerbrochen. Aus dem Verkauf wurde natürlich nichts, aber für uns gab es kein Zurück mehr. Auch ich wurde damals auf dem Hof nicht verschont. Obwohl ich fleißig half, benutzte man mich als Fußabstreifer. War der Bauer wütend, schlug er mich. War die Bäuerin wütend, bespuckte und beschimpfte sie mich. Natürlich immer, wenn meine Eltern nicht dabei waren. Um ihnen nicht noch mehr Kummer zu bereiten, schwieg ich.*

*Jetzt sehen sie nicht mehr auf mich herab. Niemand. Immerhin habe ich es aus eigenem Antrieb und Kraft zu einem anständigen Leben gebracht. Keiner behandelt mich mehr wie Dreck.*

*Am Anfang war ich ja mehr oder weniger der Meinung, nicht schuld am Tod des alten Lackners zu sein. Was mich erfüllte, war eher ein Gefühl des Sieges als der Rache. Ist man ein schlechter*

*Mensch, wenn man so denkt? Wahrscheinlich. Aber es hat einen noch schlechteren Menschen erwischt.*

*Wobei mich selbst niemand als schlecht bezeichnen würde. Ganz im Gegenteil. Mein mühsam errungenes derzeitiges Sein gefällt mir. Auch wenn es manchmal einer Rolle gleicht, die ich perfekt beherrsche. Aber so wollte ich es haben, so habe ich es mir erträumt, und so muss es sein. Manchmal wäre es mir sogar lieber, auch nur einen Tag lang schlimm und durchgedreht zu sein, als immer so gut, nett und angepasst, zuvorkommend, verständnisvoll und hilfsbereit. Na ja, kann ja noch werden. Ich arbeite daran, meine Fesseln zu sprengen, aus dem goldenen Käfig auszubrechen. Jedenfalls ist er nun tot. Und ich lebe. Gut so. Gesagt hätte ich das niemals laut, man spricht nicht schlecht über Tote. So hat man es mir beigebracht. Warum eigentlich nicht? Es gibt so viele böse Menschen, und dann sollen sie auf einmal die besten aller Schäfchen auf Gottes Erden gewesen sein, nur weil sie tot sind? Wahrscheinlich hat man Angst, dass sie zurückkommen und einen auch noch als Geist ärgern. Sonst könnte ich mir keinen Grund vorstellen.*

*Egal, jedenfalls war ich zuerst einmal nicht sonderlich aufgewühlt vom Tod des Lacknerbauern. Bis ich gehört habe, woran er gestorben ist.*

*Da war der Schreck dann doch eher groß.*

*Nämlich an einer Pilzvergiftung. Es ist nicht schwierig, eins und eins zusammenzuzählen, und mir war sofort klar, dass es meine gesammelten Köstlichkeiten waren, die ihn ins Jenseits befördert hatten. Genau am Tag seines Todes schlenderte ich nämlich mit meinem beträchtlichen Fund an seinem Haus vorbei. Leicht provozierend, gebe ich zu. Und tatsächlich, innerhalb von Sekunden kam er aus dem Gebüsch – nein, nicht gehüpft, eher geschlurft. Klein und verschrumpelt stand er vor mir, sogar seine Gehhilfe hatte er dabei. Nach dem üblichen Gezeter und Geschimpfe sah er meinen Korb und riss ihn mir urplötzlich und überraschend aus der Hand. Weg war er.*

*Also, vollkommen unschuldig kommt man da zu einer Leiche. Oder? Na ja, diese Geschichte hat im Nachhinein einige Haken.*

*Sie, lieber Leser, werden es schon bemerkt haben. Wenn nicht, dann denken Sie jetzt nach.*

*Doch vorerst einmal möchte ich klarstellen: Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, dass ich es beim Lackner geplant habe. Es ist irgendwie so gekommen.*

*Folgendes ist Ihnen sicher schon aufgefallen: Warum habe ich den Weg beim alten Lackner vorbei genommen, wenn ich meinen Fund unbeschadet mit einem Umweg nach Hause hätte bringen können? Nun, hier kann man vielleicht noch sagen, die Vorstellung auf ein Schwammerlgulasch hätte mich angetrieben.*

*Aber warum habe ich mich nicht gegen einen alten Mann durchsetzen können, der mir in puncto Kraft, Geschicklichkeit und Beweglichkeit nichts hätte anhaben können? Ein urplötzliches Überraschungsmoment, wie erwähnt? Die Argumentation hinkt – jeder wusste ja, was passierte, wenn man diesen Weg nahm.*

*Wieso hatte ich überhaupt giftige Schwammerl dabei? Ich weiß doch genau, wie ein Knollenblätterpilz oder all das andere giftige Zeugs aussieht? War es die Unachtsamkeit? Vielleicht wollte ich unbewusst ausprobieren, ob es funktionieren könnte. Den alten Mann ärgern und sehen, was passiert – das kommt schon eher hin.*

*Jedenfalls war ich wie vom Donner gerührt, als es dann zum Schlimmsten gekommen ist und mir der Alte den Korb abnahm. Mit den giftigen Pilzen. Ups. Aber je mehr man darüber nachdenkt, desto mehr muss man Raum für Zweifel lassen: Wollte man es oder nicht? Gründe wären genug vorhanden gewesen. Das beschäftigt einen schon einige Zeit. Zwischen Hass und Mord ist es dann doch ein großes Stück.*

*Und dann? Das Gruselige ist, dass man, je öfter man dem Gerede der Leute zuhört, sagen möchte, was man getan hat. Zur Tat stehen möchte. Oder sich fast ein bisschen brüsten möchte mit der ganzen Sache. Mir wäre sowieso nichts geschehen, hätte man herausgefunden, von wem er die Pilze hatte. Diese einfache Verwechslung der Pilze wäre wohl auch anderen passiert, und in Lember waren die meisten (ohne es zu wissen,*

*natürlich) froh, dass es nicht mich, sondern eben den Lackner erwischt hat. Im Prinzip habe ich der Gemeinschaft einen Dienst erwiesen – was im Moment natürlich keiner weiß. Na ja, Bescheidenheit ist (m-)eine Tugend. Leider.*

*Der Korb, in dem ich die Pilze gesammelt habe, ist einer von vielen, die bei der Brant verkauft wurden, und es wird angenommen, dass sich der alte Mann die Schwammerl selbst besorgt hat. Wirklich interessant, wenn man erklären müsste, wie er mit seiner Gehhilfe in den Wald gekommen sein soll.*

*Aber das ist nicht mein Problem.*

*Da ich niemandem erzählen kann, was in Wahrheit passiert ist, habe ich mir gedacht, Sie als Leser sollten die ganze Geschichte erfahren. Wie ich unser kleines Örtchen kenne, wird die Geschichte früher oder später – wie jede andere Sensation, nachdem sie jeder aufs Ergiebigste ausgeschlachtet hatte – vergessen werden. Es kommt Neues, über das man herfallen kann, um von seinem eigenen, womöglich armseligen Leben abzulenken.*

*Gott sei Dank passiert den anderen so viel.*

*Ich möchte nicht sagen, dass es unangenehm ist, in einer kleinen Ortsgemeinde zu leben. Es hat viele Vorteile. Man hilft sich gegenseitig. Trifft sich und nimmt am Leben der anderen teil. In guten wie in schlechten Zeiten. Aber es ist wirklich fast wie in einer Ehe: Jeder versucht den anderen zu formen, zu verändern, gute und gar nicht gute Ratschläge zu erteilen. Es nervt vor allem, dass es so viele Bewohner gibt, die sich nicht in die Gemeinschaft einbringen und trotzdem Unheil und Verwirrung stiften. Würde jeder vor seiner eigenen Tür kehren, wäre Lember der sauberste Ort der Welt.*

*Nun, das war es vorerst von mir, lieber Leser. Vielleicht hören wir ja mal wieder voneinander, und wenn nicht, dann besuchen Sie uns doch mal in unserer kleinen idyllischen Gemeinde. Vielleicht treffen wir uns sogar, grüßen uns, sind uns sympathisch und plaudern über dies und das. Wer weiß. Ich werde Sie erkennen. Sie mich mit Gewissheit leider nicht.*